

Daniel Odija

Die Straße

Die Lange Straße ist keineswegs lang. Sie ist vielmehr kurz, wer weiß, woher sie ihren Namen hat. Ein paar Gebäude, keins höher als drei Stock, dafür zwei Kirchen, na vielleicht Kirchlein, und zwar seltsame Kirchlein. Das eine russisch-orthodox, das andere von der Pfingstgemeinde, tja und oben am Hang, gleich an der Straße, ist eine dritte Kirche zu sehen, eine wie sich's gehört – hoch, aus rotem Klinker, die jeden aufrechten Katholiken zu sich einlädt und nicht irgendwelche Abtrünnige, die die Farbe wechseln wie das Blatt am Baume.

Zu sehen ist auch der Friedhof, auf dem die ganze Stadt liegt, mitsamt Umgebung. Zu Allerseelen werden die Toten zu flackernden Flämmchen, und man könnte meinen, sie brächen zu Tausenden in Richtung Zentrum auf. Falls sie das vorhätten, müssten sie natürlich durch die Lange Straße. Sie kämen vorbei an der Ruine der Krankenhauswäscherei, in der das junge Volk längst die Scheiben eingeschlagen hat und die Obdachlosen ein kostenloses Nachtsyl finden. Vorbei an den Gärtchen, die die Gebäude voneinander trennen, und vor einem würden sie vielleicht Halt machen, weil dort der schöne Birnbaum steht, der älter ist als die ganze Straße und um den gekämpft wird, seit die Straße besteht. Doch davon wissen die Toten nichts. Sie nehmen nur wenig wahr. Darum wird selbst der Duft der Pfannkuchen, Eclairs und Punschberge sie nicht herbeilocken, der aus der Backstube der Bäckerei »Zur kleinen Muschel« aufsteigt. Sie würden sich allerhöchstens im Park versammeln, rund um den ausgetrockneten Springbrunnen, wo sie aus Kräftemangel zu Staub zerfielen, ohne Wehmut und Groll, dass sie nun nicht mehr sind.

Straßen wie die Lange Straße gibt es viele in der kleinen Stadt. Sie hat nichts Besonderes an sich, und die drei Kirchen und der Friedhof zeichnen sie nicht vor den anderen aus. Sie ist vielleicht noch was verwahrloster als die übrigen und noch mehr in Vergessenheit geraten. Vielleicht noch verdreckter und heruntergekommen. Noch was verbrauchter.

Wie in jeder bewohnten Straße wohnen in der Langen Straße Menschen. Na, nicht unbedingt jedermann, denn der Kanada, der wohnt in einem aus Brettern zusammengehauenen winzigen Verschlag, und diese sargähnliche Konstruktion, die so komisch an der Wand von Haus Nr. 6 lehnt, hält sich mit Ach und Krach, und wären da nicht die Wand und der Umstand, dass der Verschlag so in dem Winkel klebt, würde der Wind dem verkaterten Kanada die Welt glatt vor der Nase wegfegen. Der Kanada ist nämlich immer verkatert, so wie noch viele andere in der Langen Straße. Hier wohnen ein paar Verkoster, die alles schlucken, was aufs Gehirn schlägt. Von Zeit zu Zeit begegnet man so einem torkelnden Roboter, der tut, als hätte er seine Gangart im Griff. Der ist keine Augenweide, zumal wenn er sich vollkottzt oder über eine vorstehende Gehsteigplatte stolpert und mit dem Schädel gegen den Bordstein knallt.

Hier wohnen auch Zigeuner. Zigeuner wohnen nicht in jeder Straße, soviel sei zugegeben, aber sie sind in jeder Straße ungern gesehen. Hier haben sich alle an sie gewöhnt, so wie die sich an alle gewöhnt haben. Na, vielleicht nicht unbedingt alle, das junge Volk zum Beispiel sagt über sie, das ist Dreck, Pest und Not. Aber die

Zigeuner haben ihren Stolz und ihre Ehre, wenn auch eine etwas andere als alle andern ringsum. Sie halten als Haufen fest zusammen und können gefährlich werden. Andererseits wieder sind sie zu wenig, die meisten sind weg nach Deutschland, und heute scheut sich niemand mehr, sich mit einem Zigeuner anzulegen. Früher hat man sich vielleicht gescheut, jetzt nicht mehr. Das junge Volk rempelt manchmal einen von denen, und der rächt sich nicht mal. Die Zigeuner haben es jetzt nicht leicht, und mit der Zeit werden sie alle von hier verschwinden.

Abgesehen davon geht es in der Langen Straße zu wie überall. Dass das junge Volk sich manchmal volllaufen lässt und einen zerstreuten Gast, der sich nachts auf fremdem Gelände rumtreibt, zusammenschlägt, das ist schließlich nicht ihre Schuld, sondern dem seine, der kraucht ja ungebeten rum, wo er nicht hingehört. Oder dass sich ein Dachziegel löst und ein paar Meter weiter unten haarscharf vor einem Schuh zu Bruch geht, das kommt doch überall mal vor, und es ist nicht die Schuld des Dachziegels, dass ein starker Wind geht. Oder dass die Katzen mit angesengtem Schwanz rumrennen und ihnen die Beine wegrutschen, weil man ihnen Kronkorken über die Pfoten gestülpt hat, das gibt's schließlich überall, haben wenigstens die Kleinen ihren Spaß.

Jede Straße hat ihren Trottel. In der Langen Straße allerdings sind der Trottel mehrere. Auf sie werden wir noch zu sprechen kommen. Auch mehrere Laternen stehen dort herum. Der größte Teil ist eingeschlagen, und wenn es dunkel wird, sieht die Straße aus, als fehlten ihr ein paar Zähne.

Der Chmara

Der Gustaw Chmara war ein ganzer Kerl und hart im Nehmen. Er lebte von Auftragsarbeiten. Flickte Löcher in Rohren und verlegte Fliesen. Wenn er einen gepichelt hatte, paffte er gern Zigaretten. Er legte sich auch gern mit dem jungen Volk an, und weil er stark war, wurde er gleich mit mehreren von denen fertig. Nur einmal zogen sie ihm mit was Hartem eins über den Hinterkopf, und er musste ein Weilchen im Krankenhaus liegen. Dafür verkroch sich das junge Volk, als er zurück war in der Straße, noch lange in den Hausfluren. Schließlich traten sie hinaus ins Freie, der Welt lauthals verkündend, sie fürchteten sich nicht, doch nun machte der Chmara um sie einen weiten Bogen. Nicht, dass er mit einmal ein Schlappschwanz geworden wäre, aber er wollte sich doch lieber vorsehen. Er hatte immerhin eine Familie zu ernähren.

Sein Blick auf die Welt machte ihm auch Probleme. Sobald er nach oben schaute, sah er einen verfinsterten Himmel. Dann befahl ihn Trübsinn. Die Sonne nahm er nicht wahr, selbst wenn sie brannte, und sowie sie brannte, verzog er sich in den Schatten und starrte in dessen finstersten Winkel, wo wiederum der Trübsinn regierte. Nur die Kinder und seine sanfte Frau vermochten ihn da herauszureißen, auch wenn er sie öfters anfuhr, ihnen auch öfter eins überbrannte.

Den Gustaw Chmara verdross der eigene Hof. Die zwei Schlafzimmerfenster gingen hinaus auf eine grausam beengte Fläche, wo es nichts gab außer zu Beton gestampfter Schlacke und Brocken zertrümmerter Ziegel. Den Hof begrenzten der klobige Block des Nachbargebäudes und die halbverfaulten Türen dreier Schuppen – im ersten verwahrte der Chmara sein Werkzeug, im zweiten hielt der Pokora Tauben, und im dritten hatte der Kaczewski seine Schrottsammlung. Obendrein stakten dort, wo

eine Umzäunung hätte sein sollen, verbogene Drähte aus den Betongussstücken. Und in dem Mist und Dreck sollten die Kinder spielen?

Nachdem er ein paar Tage mit Grübeln zugebracht hatte, beschloss er, sich an die Arbeit zu machen. Er wusste jetzt, wie und was. Als erstes schaffte er sich die Drähte vom Hals und zimmerte tagelang an einem Holzzaun, der war niedrig und symmetrisch, wie der aus dem Märchen vom Rotkäppchen. Als er damit fertig war, ging er daran, den Hof zu begrünen. Mit Rechen und Schaufel lockerte er die Schlacke auf. Einen Teil der Schlacke und die Ziegelreste lud er auf eine Schubkarre und fuhr damit zur Baustelle. Er schüttete Sand und Erde auf. Kaufte die beste, weil teuerste Grassorte. Die Kinder liefen ihm zwischen den Füßen herum und zertrampelten ihm den Samen, deshalb beschloss er, den Hof stückweise zu besäen. Jeden Flecken, wo er gesät hatte, grenzte er mit Stöcken ein, über die er eine Schnur zog. Einmal rannte sein ältester Sohn mitten dahinein. Der Tochter hätte er das durchgehen lassen, aber bei dem, da dachte er, den bring ich um. Doch dann ließ er es auch ihm durchgehen. Er gab ihm bloß ein paar Mal so eins hinter die Löffel, dass ihm regelrecht die Hand davon brannte.

Noch bevor das Gras zu sprießen begann, pflanzte er am Zaun entlang und längs der Wände, auf Gerüsten, die er selbst gebaut hatte, Ringelrosen, Geranien, Malven und purpurrote Pfingstrosen. Das größte Problem hatte er mit den Pfingstrosen, die waren teuer, viel zu teuer. Zum Glück tat er eine Gelegenheitsarbeit in Ustka auf. Er stellte für irgendeinen Politiker das Badezimmer fertig und flieste das halbe Haus, tja und dann konnte er sich auch die Pfingstrosen leisten.

Schließlich spross das Gras. Es überzog den ganzen Hof. Nun grünte es unter den Fußsohlen, in Kopfhöhe lockten die Farben und der Duft der Blumen die Insekten an. Gustaw Chmara pflegte und umhegte das alles mit penibler Fürsorglichkeit. Er besprühte die Blumen mit einer eigens dafür gekauften Plastikpistole, zu der ein Behälter mit Wasser gehörte, das mit Mineralsalzen angereichert war. Das Gras stutzte er mit der Schneiderschere, ein Lineal in der Hand, auf genau fünf Zentimeter Höhe.

Das junge Volk machte sooolche Augen, die Kinder vergnügten sich, die Frau war gut aufgelegt, Gustaw Chmara lud einige Nachbarn zu Grillwürstchen und Bier ein. So fühlte man sich gleich viel wohler, und irgendwie hatte es einen Sinn.

Der Birnbaum

In einem der Höfe wuchs ein Birnbaum. Er gehörte niemandem, und er trug schöne, gesunde Früchte. Jeder hatte Lust auf sie. Auch die Cegielska und die Chajkowska und die Brylska. Sowie der Baum Früchte ansetzte, begannen die Frauen ihren Streit darüber, wem die gehörten. Jede begründete des langen und breiten ihr Recht darauf. Die Cegielska, dass ihre Gören Vitamine brauchten, die Chajkowska, dass ihr Mann nicht arbeiten könne, die Brylska keifte, wenn der Mann der Chajkowska mal zum Augenarzt ginge, dann würde er auch eine Arbeit finden, dagegen ackere ihr eigener Mann schwer und müsse sich gesund ernähren. Darauf die Cegielska, der Mann von der Brylska arbeite nicht bloß, der beschicke auch noch die Weiber im Gebüsch, und die Brylska zur Cegielska, dass der Cegielski die alte Cebulowa bumse, worauf die Chajkowska ein weiteres Mal damit ankam, dass sie die meisten Gören habe und ihr deshalb die ganzen Birnen zustünden. Worauf

die Brylska laut losprustete, das sei ja wohl die Höhe, was die Chajkowska sich da herausnehme...

Sie stritten sich tagelang, bis ihre Männer es satt hatten. Einmal versuchte der Brylski sich sogar als Vermittler – wie wär's, wenn sie die Birnen zu gleichen Teilen unter sich aufteilten? –, aber die Cegielska im Verein mit der Chajkowska schimpften ihn einen Allesficker, worauf er der Chajkowska an den Kopf warf, mit dem Schielaugewürde er sich an ihrer Stelle nur mit einer Augenklappe unter die Leute traue. Mittels seines diplomatischen Fingerspitzengefühls erreichte er lediglich, dass sich die Frauen noch mehr hassten.

Die Säfte kreisten in den Früchten, getreu den Geboten der Natur. Sie belebten das Fruchtfleisch, und sie sickerten aus den Kernen. Das Leben wuchs und gedieh, und alle wollten es fressen.

Die Straße verfolgte den Streit mit mäßigem Interesse. Die Kinder konnten es kaum erwarten, dass die Frauen vom Fenster weggingen. Das geschah meist gegen Abend. Allmählich wurde es dunkel, und man sah nicht mehr viel. Dann belagerten die Kinder den Birnbaum. Die herben, harten Früchte schmeckten nicht sonderlich, manchmal tat einem auch der Bauch davon weh, aber sie mussten gegessen werden, denn sie verschwanden stets eines Nachts, noch ehe sie richtig reif waren. In diesem Sommer waren die Frauen ganz besonders wachsam und wütend aufeinander. Die Chajkowska prügelte sich sogar mit der Cegielska beim Wäscheaufhängen, und das war für den Cegielski zuviel des Guten.

Er kroch langsam aus seinem Bett und zog die Schuhe an. Ihm rauchte noch der Kopf von dem Schnaps, den sie sich, er und der Kanada, gestern reingeschüttet hatten. Darum beeilte er sich nicht. Er brannte sich eine »Radom« an, und ihm wurde schwindlig. Er ging an den raufenden Weibern vorbei. Zuckte nicht mit der Wimper bei dem Gekreisch seiner Frau, er solle ihr helfen. Die war ihm jetzt mehr wie scheißegal. Nach ein paar Schritten stieß er auf den Chmara und bat ihn um eine Axt. Der Chmara fragte nicht weiter nach. Noch bevor die Frauen ermatteten, krepelte der Cegielski die Ärmel hoch. Seine verdorrten Muskeln an Unter- und Oberarmen zuckten, als fröre er. Der Cegielski schnaufte einmal schwer und hieb die Axt in den Baum. Den Frauen verschlug es die Sprache. Die Brylska kam aus dem Haus gerannt, nun standen sie alle drei nebeneinander. In stummer Eintracht, erstmals seit langer Zeit. Es dauerte eine Weile, bis der Cegielski fertig war. Keine von ihnen traute sich, ihn aufzuhalten. Sie fürchteten sich, denn sein Gesicht war zum Fürchten. Schweißüberströmt. Der Baum schlug krachend mitten im Hof auf. Der Cegielski hieb die Axt mit Mühe in den schief abgeschlagenen Stamm und zog bedächtig ein Päckchen Zigaretten aus der Gesäßtasche seiner Hose. Sie waren klatschnass vom Schweiß. Zerbröselten ihm zwischen den Fingern, doch der Cegielski war viel zu erschöpft, um sich aufzuregen, deshalb zischte er bloß durch die Zähne:

»Und jetzt, ihr Fotzen, fresst von euern feinen Birnen, so viel wie euer Arsch verträgt!« – und bückte sich nach der nächstgelegenen Frucht.

Der Kanada

So nannten sie ihn, weil er irgendwann einmal mit einem Stipendium in Amerika gewesen war. Er war als begabter Student der Sozialwissenschaften dort hingefah-

ren, aber er musste wohl irgendwelche Bekannte gehabt haben, wenn sie ihn in den Westen gelassen hatten. Er war zurückgekommen, vielleicht hatte er müssen, und seine Pläne waren offenbar nicht aufgegangen, falls er je welche gehabt hatte, denn er fing an zu trinken.

Manchmal brüstete er sich vor den Kindern, er habe schon alles getrunken, angefangen von Kloputzmitteln über Parfüme, Shampoos und Brennspritus, bis hin zu Benzin. Nur Teer und Leim zu schlucken, das habe er nicht geschafft, pflegte er zu sagen, die seien zu dickflüssig.

Im Laufe der Jahre war er krumm, sein Haar schlohweiß geworden, der Körper ausgedörrt. Nach seiner Rückkehr aus Amerika hatte er sich das Geld fürs Trinken verdient, indem er Briefe aus dem Englischen übersetzte, irgendwelche amtlichen Schreiben. Als die von der Sicherheit noch regierten, kamen hohe Tiere in Lederstiefeln und Lederjacke zu ihm. Mitunter fuhr ein schwarzer Wolga vor. Es gab nur den einen in der Stadt, und jeder wusste, dass er dem Sekretär des Bezirkskomitees gehörte und dass der zum Kanada kam, weil der Kanada die Sprache des Feindes beherrschte und man ihm, als Ungebundenem, vertrauen konnte.

In dem kleinen, nach den Ausdünstungen ruinierter Körper stinkenden Zimmer hielten viele das Tempo nicht durch, das ihnen die realen Verhältnisse des Kanada aufzwangen. Ob nun die Atmosphäre nicht entsprechend war oder das Budget des Hausherrn zu bescheiden, jedenfalls begannen die Jungen und Mädchen abzuwandern in andere Lokale. Mit der Zeit kam nur noch die alte Cebulowa mit dem Cegielski zu ihm. Die betranken sich mit einem billigen Gesöff, die Cebulowa zerrte sich die dicken Lumpen vom Leib, hiepte sich auf den ächzenden Tisch und röhrte gen Himmel, in dem Glauben, sie singe. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in ein lautes Heulen aus. Der Cegielski redete begütigend auf sie ein, und der Kanada sah zu, wie sie gleich darauf röchelnd versuchten, ein paar Funken aus sich herauszuschlagen. Für gewöhnlich lag sie wie ein Kloben unter ihm, und das war kein schöner Anblick.

Der Cegielski hatte eine Frau und drei Kinder, hinter der Cebulowa war ewig der Butapren her, der eines Tages aus Eifersucht die alte Bude des Cegielski abfackelte. Es war schon spät, und am andern Ende der Langen Straße wurde es plötzlich heller. Die Frau des Cegielski stand da, die Kinder auf dem Arm, und hatte nicht die Kraft zu weinen. Zu eben der Zeit war der Cegielski auf dem Arsch der Cebulowa eingeschlafen, die, den Kopf zwischen den Beinen des Kanada, gleichfalls schlief. Nach jener Nacht trafen sie sich nicht mehr bei ihm. Er blieb allein. Dafür redete er nun mehr als sonst.

Er fand Gefallen an der Einsamkeit, die ihn mit einer Fülle interessanter Begegnungen bedachte. Gewissensbisse blieben ihm erspart, da er nicht die Zeit hatte, sie sich bewusst zu machen. Er musste mit den Freunden in seinem Kopf Gespräche führen. Seine Gelüste beschränkte er auf das Trinken. Er hatte Tage, da sah er mehr, als er auszuhalten imstande war. Dann heulte er wie ein Hund. Es kam vor, dass er in Flammen stand. Einmal rannte er zu der Kaczewska. Schrie, sein Haus brenne. Sie versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht und sagte, er solle gefälligst abziehen und hier nicht alles vollstinken.

Er verließ nur noch wegen des Alkohols das Haus, obwohl ihn manchmal auch etwas zum Fluss hinzog. Dann konnte er stundenlang am Ufer sitzen und das träge fließende Wasser betrachten, die Bröckchen und Splitter, die es an seiner Oberflä-

che führte, die Wasserpflanzen, die hüpfen und tanzten nach einem Rhythmus, den ihnen die Strömung diktierete. Der inhalierte Alkohol ließ das Bild verschwimmen, und der Kanada beugte sich gefährlich über das Wasser. Er döste vor sich hin, und ihm war wohl dabei. Zusammengekauert, schwankte er auf seinen Fersen, und fast wäre er in den Fluss gefallen, da kam er wieder zu sich. Ohne zu wissen, ob er träumte oder wachte, trank er langsam aus seiner Flasche. In sich gekrümmt, ein stilles Häuflein, hockte er da, verschmolzen mit der Landschaft, bis ihm die Beine steif wurden. Dann schlief er meist am Ufer ein, oder er ging nach Hause zurück. Er vermochte sich nicht zu erklären, warum ihn der Fluss derartig anzog. Ihm war, als wäre sein Leben ins Stocken geraten. Die Wahnvorstellungen, die er nicht von der Wirklichkeit unterschied, waren die ihm einzig zugängliche Wirklichkeit, manchmal eine schreckliche, manchmal eine öde und gleichgültige. Er beklagte sich bei den Freunden in seinem Kopf, dass er leide. Sie hatten kein Erbarmen mit ihm, denn er hatte mit sich selbst kein Erbarmen. Er wurde zunehmend gleichgültiger. Der Mangel, Mangel an allem fraß ihn langsam auf. Er litt nicht einmal mehr. Einzig das Verweilen am Fluss vermochte ihn in einen Schlaf zu versetzen, der nicht umschlug in einen diffusen Alp ohne jedwedes Empfinden. Und darum empfand er damals, eingeschlummert und kurz erwachend, als ein Stein ihm den Kopf zerschmetterte und jemandes Arme ihn in den Fluss hinunterstießen, dass er nun dieses Wasser schluckte, als Erleichterung. Bis in den Tod hinein war er dem Schicksal dankbar, dass es ihn eben auf die Weise seines Lebens entledigte.

Die Suppe

»Na, wie sieht's aus, Władek, hast du heut was aufgetrieben?« Der Antoniuk bohrte in der Nase. Er stand mit dem Ciupał vor dem Treppenaufgang des Hauses, in dem der Kaczewski wohnte. Geradeso, als hätten sie auf ihn gewartet.

»Tja, an Eisenzeug lag heute allerhand rum.« Der Kaczewski blieb bei ihnen stehen. Auf dem Boden seines zweirädrigen Wägelchens, in dem er den Schrott transportierte, lag eine durchsichtige Plastiktüte mit zwei Pullen Wein.

»Sogar einen alten Boiler habe ich gefunden und irgendwelche Gasherde. Drum hab ich jetzt was für ein bisschen was.« Er zwinkerte dem Antoniuk vielsagend zu.

»Władek, du hast ein gutes Herz«, sagte der Antoniuk dankbar, als der Kaczewski den Plastikorken ausspuckte und ihm die offene Flasche hinhielt.

»Freunde rettet man in der Not, oder etwa nicht, Zenek?«

»Nein, danke.« Der Ciupał lehnte ab. »Ihr wisst doch, ich trinke nicht.«

»Worauf wartest du dann hier?« Der Kaczewski begriff nicht recht.

»Auf nichts weiter. Man muss auch mal die Gräten ausstrecken. Man kann ja nicht ein Leben lang am Fenster oder vor der Glotze hocken, stimmt's oder hab ich recht?«

»Was wahr ist, ist wahr«, pflichtete ihm der Antoniuk bei. »Ein Buch lesen ist manchmal auch nicht schlecht.«

»Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal gelesen habe«, sagte der Kaczewski und seufzte irgendwie träumerisch.

Der Ciupał überlegte. »Ich genauso«, sagte er. »Vielleicht in der Grundschule.«

»Tja, so richtig weiß ich das nicht mehr, aber der Globus, der liest neuerdings, und dem gefällt das, wie es scheint.«

»Dem gefällt's vor allem mit der eignen Pfote, wie es scheint, haha«, röhre der Ciupał.

Da hörten sie über sich eine Stimme. »He, Alter, nach Hause!« Es war die Kaczewska, die ihren Mann rief.

»Schon gut, schon gut. Ich komm ja gleich«, knurrte der mürrisch.

»Aber ein bisschen flott. Das Essen wird kalt.« Das Fenster wurde laut zugeknallt.

»Irgendwie sauer, deine Alte«, brummte der Antoniuk.

»Die spielt verrückt, weil sie sieht, dass ich mit euch trinke und nicht mir ihr.«

»Tja, aber sie hat gekocht«, sagte der Ciupał und seufzte.

»Ach was, das sagt sie immer. Die haben uns doch schon vor einem Monat das Gas abgestellt. Ich hab's finanziell nicht gepackt.«

»Aber für ein Säftchen reicht's noch. Oder vielleicht nicht, hahaha«, röhre der Ciupał.

»Hast du was gegen meinen Freund?« Der Antoniuk war aufgebracht.

»Was ist los, Zenek, man wird doch noch mal einen Witz machen dürfen.«

»Dann mach einen über dich selber. Du trinkst nicht mit uns, also ist's nicht dein Ding.«

»Na schön, reg dich ab. Ich weiß, wovon ich rede.«

»Bild dir bloß nichts ein.«

»Wieso bist du so gereizt in letzter Zeit?«

»Na, schon gut.« Wie immer versuchte der Kaczewski die Lage zu entschärfen.

»Reiß dich zusammen, Zenek.« Er nahm den Antoniuk bei der Schulter und reckte sich dabei fast auf die Zehenspitzen. »Und du, Witek, erzählst uns vielleicht was über die Leiche.«

»Was gibt's da schon groß zu erzählen.« Der Ciupał räusperte sich. Er sprach gern von der Leiche. »Er lag lang ausgestreckt da. Der Kopf über und über voller Blut, irgendwie breitgeklopft, wie Hackfleisch, und aus den Ohren traten rote Blasen.«

»Tja, da hat sie ihn ja ganz hübsch zugerichtet«, quittierte der Kaczewski.

»Das Schwesterlein.« Der Antoniuk nahm einen Schluck Wein. »Die Weiber musst du hart anpacken. Sonst wehe dir ...«

»He, Alter, nach oben!« Das Gekeife aus dem Fenster unterbrach ihn.

»Schon gut, schon gut.« Der Kaczewski duckte sich wie vor einem Schlag.

»Wie lange soll ich noch mit der Suppe warten, verdammt noch mal?!«

»Die lügt. Von wegen Suppe.« Der Kaczewski zwinkerte dem Antoniuk und dem Ciupał zu.

»Lass dir bloß nichts bieten«, flüsterte ihm der Antoniuk im Gehen noch ins Ohr.

»Was tuschelt ihr da?!«, zeterte die Kaczewska.

»Ach, nichts weiter, Frau Kaczewska, nichts weiter«, erwiderte der Antoniuk beschwichtigend. Der Ciupał kicherte leise vor sich hin. Der Kaczewski rannte schon die Treppe hoch. Er war schwächer als seine Frau, und das empfand er als große Ungerechtigkeit.

Die Cebulinen

Die Cebulinen hatten Glück. Sie konnten wählen, ohne zu fehlen. Niemand verkaufte sie an ein ausländisches Bordell, niemand drängte sich ihnen als Zuhälter auf, tja, sie waren halt schon mit der Gabe des Beinebreitmachens auf die Welt

gekommen, und sie fuhren gut damit. Man zahlte ihnen, wie sie es wünschten, sei's in Geld, sei's in Haushaltsgeräten. Einmal hatte die Älteste für eine beachtliche Nummer mit einem jungen Spund, der in Berlin klauen ging, ein Bügeleisen von Philips bekommen. Die Mittlere bekam ein Videogerät, nur die Jüngste, die bekam nie sehr viel, sie ging erst in die Grundschule und machte es meistens für umsonst, und so ältere Kerle, wenn die erst mal gekriegt hatten, was sie wollten, waren sie nicht mehr sehr spendabel. Die Junge hatte noch allerhand zu lernen. Aber sie machte Fortschritte.

Die Cebulinen liebten ihr Geschäft. Auch wenn sie es nicht fertigbrachten, sich mit dem Gefühl zu engagieren, verhalf ihnen die perfekte Beherrschung technisch komplizierter Figuren doch, sich Genuss zu verschaffen, wenn es sein musste, auch mit stinkenden Saufbolden. Schließlich waren sie nicht für Gefühle da, sondern fürs Vögeln, wie der Žaba zu sagen pflegte, der, obwohl er sozial aufgestiegen und in der Lage war, sich die teuersten Frauen in der Stadt zu leisten, trotzdem öfter zurückkehrte zu den vertrauten Schößern. Den inzwischen etwas ausgedienten, doch für die eigene Gemeinde noch immer dienstbereiten Schößern.

Die Zeit flog dahin, der Kunden wurden mehr und mehr, die alte Cebulowa rollte die Geldscheine zu Röllchen und versteckte sie im Rundfunkempfänger, doch eines schönen Tages wurde offenbar, dass die Älteste der Schwestern schwanger war. Ihr Bauch schwoll an, und auf die Frage der Mutter, warum sie sich nicht habe ausschaben lassen, erklärte sie dümmlich, sie habe es nicht gemerkt. Die Mutter fuchtelte, wie es ihre Art war, ein bisschen mit den Händen, schrie ein bisschen herum, weinte ein bisschen, aber fasste sich rasch, und die Älteste vertraute der Mittleren als ihr Geheimnis an, sie habe keine Ausschabung gewollt, weil sie das Gefühl gehabt habe, das sei eine schwere Sünde und sie würde nie mehr in den Spiegel und niemandem auf der Straße mehr in die Augen sehen können. Tja, was soll man da machen? Es ist passiert, was offenbar passieren musste, dachte die Mittlere und küsste die Schwester auf den Mund, ein Mal und noch einmal. Und dann noch einmal.

Nach der Entbindung legte sich die Älteste lange Zeit für keinen hin, aber es hätte auch so keiner auf ihr liegen mögen. Sie schaute nicht gut aus. Geschwollen und abgemagert und dann auch noch der Damm in Fetzen, hieß es. Einmal wollte so ein Jungsker sehen, was es denn unten rum bei ihr zu sehen gebe, aber sie wollte es ihm nicht zeigen. Na, da haben wir sie ja, die Keuschheit pur, die es noch nie mit jemandem getrieben hat, brüllte er, aber die Schwestern schimpften ihn einen Rüpel, und er solle verduften, sonst hetzten sie ihm die andern auf den Hals. »Was denn, etwa noch meine eigenen Kumpels, ihr Nutten?«, plusterte er sich auf. »Ja, deine eigenen Kumpels!«, schrieten sie einmütig zurück. Und er wusste, dass sie die Oberhand haben würden, denn die Cebulinen galten in der Straße als unantastbar, so war das nun mal. Man konnte sagen, sie wurden bewacht und gehütet wie ein Schatz, ein unersetzlicher, und so mancher kümmerte sich um sie.

Alle wussten, dass es bei den Cebulinen ärmlich zugeht. Deshalb änderte sich der Tarif. Von nun an hatte, wer in Geschäften zu den jüngeren Schwestern kam, zu zahlen – vom Schnaps natürlich abgesehen. Zu zahlen in Geldscheinen oder in einer Dosis Schnee, in Babysachen, Pralinen, Milchpulver und anderem Krims-krams für das Kind. Zwei Schwestern legten sich für drei ins Zeug, und irgendwie lief der Laden, freilich ohne ersparte Rücklagen. Doch dann kam die Mittlere mit

einem Bauch an. Für sie sprang jetzt die Älteste ein und machte die Beine breit, und nur die Jüngste hielt sich tapfer und legte sich ganz ohne Nebeneffekte hin. Obwohl, nach einiger Zeit wird auch sie mit einem Bauch ankommen und danach noch einmal die Älteste und die Mittlere. Doch das regte sie nun nicht mehr auf. Sie wussten, Verlass war auf die Jungschen und noch andere. Die Stammkunden sorgten für sie, selbst auf Kosten der eigenen Familie sorgten manche für die Cebulinen und deren Kinder. Denn das waren Kinder dieser Straße, und die Cebulinen selber hätten nicht mehr festzustellen vermocht, wer der Vater war. Darum fühlte sich jeder ein wenig als solcher.

Was die Männer anging, die mochten die Cebulinen beinahe alle, und einige liebten sie womöglich. Und sei es dieser Butapren, der sich, wer weiß warum, die Alte auserkoren hatte, die längst vertrocknet, wenn auch noch mit sämtlichen Zeichen einstiger Herrlichkeit ausgestattet war. Er schlich um ihr Haus und um den Verschlag des Kanada herum, und er sandte seine Liebesserenaden jaulend fast bis hinauf zum Mond, aber sie schenkte dem Schmerz des ewig verschnupften Liebhabers keine Beachtung. Schließlich verfiel der Butapren doch noch darauf, wie sie zu erobern wäre. Er begann sie in den von den Leimdüsten hervorgerufenen Gesichtern zu entdecken, und wenn er die alle zusammenfasste zu einer einzigen Gestalt, sah er die Cebulowa so deutlich, dass er an ihre Gegenwart glaubte. Er hatte sie neben sich. Tief, voller Staunen und Mitgefühl blickte sie ihm in die Augen, so als wüsste sie seine Hingabe und Treue zu schätzen. Dann wurde die alte Cebulowa zusehends jünger, und ihr langes blondes Haar streifte seine Stirn, und vom Geruch des Heidelbeerweins schwindelte ihm der Kopf. Er hatte, was er so sehr begehrte. Verständnis. Er hörte auf, ihr nachzulaufen, was sie, in Anspruch genommen von Familiendingen und ihrer Leidenschaft mit dem Cegielski, nicht einmal bemerkte. Der Butapren hingegen wusste, dass bei entsprechend intensivem Einatmen der Dünste und entsprechender Konzentration eine Cebulowa auf ihn warten würde, die echter wäre als die echte.

Was die Frauen anging, von denen mochte fast keine die Cebulinen, und manche hassten sie sogar. Und sei es nur diese Chajkowska. Die äugte aus ihrem Fenster die Straße hinauf und hinunter, feiertags wie werktags. Die Gören kreischten hinter ihrem Rücken, und sie nichts – sie saugte bloß an ihren Glimmstengeln und sah zu, wie die dort mit dem Hintern wackelten, diese Nutten, verdammten, und wie sie sich die Häse verrenkten und wie sie schöne Augen machten und mit den Zähnen blitzten, und wie sie jeden haben konnten, aber ihren Alten, den nicht, weil sie ihrem Alten nicht erlauben würde, auch nur dort hinzugucken, außerdem, das wollte ein Kerl sein, der würde ja nicht mal Lust drauf haben. Dabei hatte sich der Chajkowski, von den Gedanken seiner Frau nichts ahnend, soeben in der Toilette eingeschlossen. Er ließ die Hosen runter, setzte sich und zog unterm Pullover seine zerknautschte »Vamp« hervor. Als er die Illustrierte aufschlug und die ersten gelenkigen Formen und Verformungen erblickte, dachte er an die mittlere Cebuline, an ihre Beine und Hinterbacken, und was er mit ihr alles anstellen würde und wie. Er wurde nervös, denn Phantasie besaß er eine große und geübte. Ja, er musste sogar zu einer »Extrastarken« greifen und machte, ohne seine Träumereien, die sich um die Mittlere und die zimal durchgeblätterte Lektüre rankten, zu unterbrechen, einen tiefen Zug. Gleich wurde ihm leichter.

Die Cebulinen aber teilten weiter ihre Gaben aus – schenkten den Kerlen sich selbst und der Welt Kinder. Sie vertrauten auf das wirtschaftliche Talent ihrer Mutter und auf die eigenen Körper. Auf dem Bett liegend oder im Gras – sie bildeten wohlgestaltete Tropfen, die aufzulecken einen verlangte und von denen man nie genug bekam. Die Cebulinen verstanden dieses Verlangen, das sie mit so viel Anteilnahme und Hingabe zu stillen suchten, und sie wussten sehr wohl, dass dieses Verlangen trotz ihrer Bemühungen immer da sein würde und dass, selbst wenn auch sie nicht mehr wären und unter der Erde lägen, die glatte Haut, die Augen ausgetrocknet, und sie mit den Wassern der toten Eingeweide wieder da hinaufstiegen – dass sogar dann dieses Verlangen bliebe. Deshalb arbeiteten sie so schwer.

Aus dem Polnischen von Roswitha Matwin-Buschmann

Die sechs Fragmente (Ulica; Chmara; Grusza; Kanada; Zupa; Cebule) sind dem Band »Ulica«, Wołowiec 2001, entnommen.

Copyright © by Daniel Odija, 2001